3747 29.06.1928 Fr

A'
T: Holzschnitter, einst und heute



# Abreißkalender.

„Zuerst ein paar schrill auftreischende Töne, dann eine Reihe schneller Wehklagelaute, die allmählich ermatten, um mit einem tieferen Gestöhn abzubrechen. Nichts weiter, als daß in einem Hofe der Nachbarschaft Holz gesägt wird. ..... Die Holzhauer kommen! — es gab jedesmal ein Ereignis für uns Kinder. Die saubere, überaus korrekte Idylle unseres Hofes ward ein paar Tage lang von dem Lärm der Arbeit erfüllt. Die Gegenstände bedeckten sich mit dem feinen gelben Sägemehl und das ganze Haus durchzog der scharfwürzige Odem des zerkleinerten Buchenholzes."

Ich habe eigens die Stelle wieder nachgeschlagen. Sie steht in einer Erzählung von Alexander v. Roberts, die im Oktober 1885 in der „Luxemburger Zeitung" erschienen ist. Roberts war 1845 als Sohn eines preußischen Offiziers in Luxemburg geboren. Er erzählt, wie er sich als Tertianer in die hübsche Tochter eines Holzschnitters verliebte, wie sie ihm den Fremdenlegionär Niclas vorzog, wie er sie im siebziger Krieg, den er als Leutnant mitmachte, in Diedenhofen wiedertraf, wie ihr Mann als Spion erschossen wurde und sie in der Mosel ertrank, während sie den Franzosen behilflich war, die Flut in einen preußischen Belagerungsgraben zu leiten.

Roberts war ein Dichter. Dichter haben ein besonders scharfes Organ für Düfte. Er erwähnt darum extra den scharfwürzigen Odem des zerkleinerten Buchenholzes. Über das Epitheton ließe sich streiten. Buchenholz riecht mehr bitter, als scharf. Geschmacksache. Und ein anderer Odem wehte um die Holzschnitter: Schnapsgeruch. Die Vierspännige war die Morgenandacht der Männer mit Säge, Axt und Holzbock.

Sie sind ausgestorben, wie die Strohdecker und Brunnengräber. Ein anderer Duft vermählt sich heute dem des Buchenholzes: Benzin.

Seit einigen Tagen bot sich den Passanten im schönsten luxemburger Straßenzug ein seltsamer Anblick: In einer Umwelt, in der die Zentralheizung zu den Selbstverständlichkeiten des Komfort gehört, lag ein erklecklicher Stapel von Buchenscheitholz. Heute morgen stand daneben eine Sägemaschine, deren gezahntes Stahlband sich singend durch das Holz fraß. Da fiel mir die Geschichte von dem verliebten Tertianer und der schönen Irmin ein. Und alte Zeiten wurden lebendig und zeigten wehmütige Gesichter, wie alle Zeiten, mit denen etwas unwiederbringlich verschwunden ist — und wären es auch nur die Holzschnitter.

In einer Ackerbaudebatte in der luxemburger Kammer verredete sich eines Tages ein Ehrenwerter und sprach von instruments oratoires, wo er aratoires meinte. Ein witziger Kollege sagte, das sei wohl eine Anspielung auf die Gebrüder Graffé, dazumal die herrschende Holzschnitterdynastie, und ihr Handwerkszeug die Säge, die als Sinnbild unerwünschter Redekunst gilt.

Ein Holzschnitter in Ausübung seines Berufs ist der fleißigste Mensch, den es auf Gottes Erdboden gibt. Er wirft sich auf die Arbeit, wie auf eine glühend gehaßte Feindin, zähneknirschend, keuchend, schwitzend, ohne Mitleid und ohne Erbarmen, er erdrosselt, erschlägt, zerstückelt, zerreißt, zerspaltet sie, schafft die Überbleibsel beiseite, kehrt zynisch ihr Blut, das Sägemehl, zusammen und sucht womöglich daraus noch Profit zu schlagen. Die Biene gilt als Sinnbild des Fleißes, aber viel richtiger wäre es, ein paar Holzschnitter, die an der Säge ziehen, oder einen, dem unter der Axt die Holzstücke fliegen, an ihre Stelle zu setzen.

Der Beruf zerschmilzt allmählich an der Temperatur des Maschinenzeitalters. In ihm hatten viele pittoreske Typen der Hauptstadt Zuflucht gefunden, sogar Abkömmlinge alter französischer Adelsfamilien. Ein Fussinger, dessen rassigen Kopf Frantz Seimetz verewigt hat, war ein authentischer Marquis de la Foussignère, und der lässige Adel seiner Bewegungen vermochte sogar Axt, Säge und Holzbock zu adeln.

Vendredi 29.6.1928